

Albertine von Grün.

Eine Liebesgeschichte aus der Genieperiode
von Alfred Voa.

Am einem der letzten Sunitage des Jahres 1780 verließ Doktor Hoepfner, Professor der Rechte an der Ludwigsakademie zu Gießen, das Kollegiengebäude auf dem Brandplatz und schritt seiner an der Ecke der Neuenbäue gelegenen Behausung zu. Er war ein stattlicher Mann, der im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen auch auf seinen äußeren Menschen etwas gab. Der zweireihige, weit ausgeschnittene Rock aus feinstem dunkelblauen Stoff, der oben das schön gefaltete weiße Sabot sehen ließ, kleidete ihn vortrefflich. Den modischen Hut hielt er der Hitze wegen in der Hand. Unter dem Arm trug er eine Altenmappe. Auf seinem

klugen, sympathischen Gesicht lag heut ein finsterner Ausdruck, seine Lippen waren fest zusammengepreßt, und seine Gedanken nahmen ihn so sehr in Anspruch, daß er dem kleinen dicken Monsieur Brutinelle, dem Tanzmeister an der Universität, nicht dankte, der seinen Weg kreuzte und ihn submissiv grüßte. Teufel auch! Er hatte drei Stunden im Senat geschwitzt. Genug, einen starken Mann aus der Fassung zu bringen. Was war das Universitätsleben doch für ein abominabel Ding! Da predigte man alle halb Jahr, quid sit iustitia, jus scriptum et non scriptum, objecta juris, und je länger man's tat, desto größer ward die Qual. Und hatte ungezogene Buben vor sich, denen man obendrein noch cajolieren mußte. Dazu die Kollisionen mit den collegis conjunctissimis. Gott im Himmel! Und diese Stadt, darin kaum zwei Leute von Geschmack zu treffen waren, dieses wüste Nest ohne ein Diversifiquement, das man genießen konnte. Ein Dämon hatte ihn in diese Festung gelockt, wo ihm die Luft den Atem benahm, wo ihn das Gallenfieber nicht loslassen wollte. Sein Schicksal war besiegelt. Die Wogen gingen über ihn hin. Möchten sie's nur. Jenseits des Ufers war ein besseres Land.

Unter solch trüben Betrachtungen war der Herr Professor in seiner Wohnung angelangt und suchte alsbald sein Studierzimmer auf, das sich im ersten Stock des Hauses befand und den Ausblick auf drei schmutzige Gassen gewährte. Er legte Hut und Altenmappe beiseite und ging ruhelos auf und ab. Da öffnete sich leise die Tür, und der Kopf einer anmutigen Blondine schob sich durch den Spalt.

„Julius, bist Du schon wieder da?“

„Ja“, stieß er heraus, ohne seine Wanderung zu unterbrechen.

Die Frau Professorin — denn niemand anders war's — trat über die Schwelle und fragte:

„Was hat's denn gegeben?“

„Skandal“, erwiderte er, „wie gewöhnlich.“

„Hast Du Deinem Schützling Genugtuung verschafft?“

Hoepfner blieb vor seiner Frau stehen.

„Der Rektor hat mir versprochen eine Untersuchung einzuleiten. Aber man weiß ja, in dergleichen Sachen huldigt er dem *laissez faire*. Und kommt's denn auf einen Malträtierten noch an? Seit Februar hat man hier 104 Schlägereien gezählt. Erst gestern haben die Desperatisten wieder einen Komplizen tödlich verwundet nach Buzbach geschafft. Und dieser Rotte Korah trag ich Bura vor!“

„Ja, Julius, Du paßt in die turbulente Gesellschaft nicht.“

„Das ist noch nicht alles. Der Kanzler terrorisiert Rektor und Senat. Ich zumal bin ihm ein Dorn im Auge, und er verfolgt mich mit seinem Haß.“

Eine Unmutsfalte trat auf die Stirn der jungen Frau.

„Du in Deiner Reinheit, in Deiner Kraft mußt über die Machinationen dieses Herrn erhaben sein. Sei guten Muts! Jeder Tag kann die Entscheidung von Darmstadt bringen. Ich will die Stunde segnen, wenn wir unsere sieben Sachen packen. Dort am Schreibtisch ist Dein Platz. Komm' nur erst zur Ruhe. Gestern fand ich im „Goetz“ von Deinem Freund, dem Doktor Goethe, ein gutes Wort. Da heißt's: „Wille und Meinung der Menschen sind schwankend. Dem deucht

heute das recht, was der andere mißbilligt. Und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles bestimmen die Gesehe. Nur die Gesehe sind unveränderlich.“ Guck, Julius, ich bin nur ein unverständig Weib, aber ich mein', wenn Du was schaffst, da setz' den Hebel an. So ein Genie reißt den Menschen die Augen auf und überflammt den Weg auf weite Strecken.“

Die finstere Miene des Gelehrten hellte sich auf, und er umarmte seine Marianne.

„Du Liebe, Du Kluge! Als ob Du in meiner Seele läsest. Wogegen kämpf' ich denn in meiner Wissenschaft? Gegen den Autoritätenglauben. Ich will das Recht als ein Produkt des Lebens und für das Leben erforschen. Aber mir geht's wie den Dichtern, die sich ihre Welt schaffen, sie in die Farben ihrer Phantasie kleiden und wie eine Fata Morgana vor der Wirklichkeit verblaffen sehen.“

Er seufzte, begab sich an seinen Schreibtisch und begann die Papiere zu ordnen, die dar-

auf zerstreut lagen.

Frau Marianne, im Begriff, das Zimmer wieder zu verlassen, wandte sich an der Tür noch einmal um.

„Apropos! Weil Du von Dichtern sprichst. Dem, den wir beherbergen, mußt Du einmal die *Leviten* lesen.“

Der Professor sah auf.

„Dem Klinger?“

„Jawohl, dem Klinger.“

„Was hat er periert?“



Neues Kollegienhaus („Aula“).



Neues Schloß.

„Er hat unserm Pflegekind den Kopf verdreht.“
Hoepfner lächelte.

„Sie macht jetzt ihre Lehrjahre durch.“

„Scherz beiseite, Julius. Sie liebt und leidet.“

„Lehrjahre sind Leidensjahre.“

„Ich hab bei dem Max auf den Busch geklopft. Gegen Albertinens Strom gehalten ist seine Liebe ein Tröpfchen, das die Sonne verzehrt. Mir glaubt sie's nicht. Du mußt ihr sagen, daß sie nichts zu hoffen hat.“

„Ich werd' mich hüten. Der Klinger ist ein echter Kerl. Und geht nicht weiter, wie er darf.“

Frau Marianne trat ein paar Schritte vorwärts.

„In der Stadt medifizieren sie, daß wir den Liebeshandel protegieren.“

„Willst Du ihnen die Lästermäuler stopfen? Ich halt' mich zu gut dafür,“ versetzte der Professor ernst.

Frau Marianne wußte, wann es Zeit war zu schweigen. Sie zerdrückte die Antwort auf der Lippe und ging ihrer Beschäftigung nach.
(Fortsetzung folgt.)



Albertine von Grün.

Eine Liebesgeschichte aus der Genieperiode

von Alfred Vock.

(Fortsetzung.)

Klinger, der Sturm- und Drangpoet, hatte im Frühling 1774 die Universität Gießen bezogen, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Er stand mit der Armut auf Du und Du, doch hatte sie ihn nicht niedergedrückt, hatte ihn im Gegenteil stolz und stark gemacht. Sein Kopf war voll von dichterischen Plänen, die sich bald zur ersten künstlerischen Tat klären sollten. Goethe hatte ihn an Hoepfner gewiesen. Der fand an dem hübschen Gesellen und seinem freimütigen Wesen Gefallen und bot ihm Unterkunft im eigenen Hause. Hier lernte er Albertine von Grün kennen. Sie lebte in Hachenburg, wo ihr Vater als Ranzleirat angestellt war. Allerlei Liebhabereien, vor allem gute Bücher halfen ihr daheim über eine Umgebung hinweg, bei der jedes wärmere Gefühl als romanhaft galt. Ungeachtet ihrer jungen Jahre wurde sie von leidenschaftlicher Wißbegierde und eralteter Gefühlschwärmerei verzehrt. Durch die Türe des Mitleids, bekannte sie einmal ihrer Freundin Marianne Hoepfner, breche alles Unglück bei ihr herein. Mitleid war's wohl zuerst auch gewesen, was sie für Klinger, den Sohn der armen Konstablerswitwe, empfand. Es währte nicht lange, so stand ihr Herz in vollen Flammen. Den Reizen der schönen Westertwälderin gegenüber blieb der Student und Poet nicht unempfindlich. Ihn lockte das Spiel zarter Liebeständelei. Sich zu fesseln, daran dachte er nicht.

Zur selben Stunde, da der Professor und seine Gattin sich berieten, wanderten Klinger und Albertine von Grün durch das Neuenwegertor dem Schiffenberg zu. Sobald sie die Stadt mit ihren engen Gassen hinter sich hatten, jubelten sie auf und verfolgten eng aneinander geschmiegt einen schmalen Wiesenpfad. Über dem Talgebirge spannte sich der heiterste Himmel. Gen Westen hielten der Gleiberg und der Vegberg, die trotzigen Burgen, Wacht. Gen Osten grüßte von waldgeschmückter Höhe das Kloster Schiffenberg.

„Kalt bin ich gewesen, sagst Du?“ nahm Klinger das Gespräch wieder auf, das sie in der Stadt begonnen hatten. „Liebchen, darfst nicht mit mir rechten. Du weißt nicht, wie mir's am Herzen zehrt, wie mir's durch die Sinne wirbelt. Mußt mir durch die Augen in die Seele schauen.“

„Wenn eins Dich versteht, bin ich's, Mar,“ sprach Albertine und sah ihn mit verklärten Blicken an. „Ist's ein Glück oder ist's ein Unglück, daß sich mein Herz nicht mehr von Dir losreißen kann? Du bist stolz. Ich bin's auch. Ich litt' es nicht, auch nur den kleinsten Grad mich weniger von Dir geliebt zu wissen, als ich Dich liebe.“

„Mädchen, was quälst Du Dich mit törichtem Gedanken. Dir gehö'r ich und Du bist mein. Gestern Abend lag ich hinterm Gottessacker. Schwarze Wolken hingen über der Erde. Auf einmal tat sich der Vorhang auf. Und ein Lichtschein brach hervor. Mir zuckte das Herz. Und floss mir ein Gedicht an Dich aus der Seele.“

„Laß mich's hören,“ bat sie vor Freude erglühend. Er aber begann:

„Mir ist, als müßt ich dir was sagen,
Als wollte dir mein Herz was klagen,
Mein Innerstes beweget sich,
Mit jeder Regung lieb ich dich.“

„Mir ist, als müßt ich zu dir wallen,
Als Pilger dir zu Füßen fallen,
Von mancher Regung heilen mich
Und ach! nur sehn und lieben dich.“

„Mein Herz den Banden will enteilen,
Mein Auge möcht an deinem weilen,
Und Herz und Aug ergießen sich,
Mit vielen Tränen lieb ich dich!“

Wortlos schlang sie die Arme um ihn und küßte ihn.

Der Wald nahm sie auf. Uralte Bäume besäumten den Weg. In den Wipfeln hallte Vogelgesang. Ein kühles Lüftchen fächelte die heißen Wangen der Wanderer. Aus dem nahen Dörfchen hausten gesellte sich ein Bauersmann zu ihnen. Der erzählte, er habe in der Stadt mancherlei eingekauft. Der Krämer Bollmann in der Schloßgasse habe ihn übers Ohr hauen wollen. Da habe er kurzen Prozeß gemacht und sei zum Melchior Frech auf dem Marktplatz gegangen. Albertine erkundigte sich nach seinen häuslichen Umständen. Er bewirtschaftete sein Gütchen mit seinem Weib und seinem Buben. Sein ganzer Stolz war sein Obstgarten und seine Bienen. Bei guter Tracht, meinte Albertine, müsse man jetzt jeden Abend einen Blick durchs Bienenfenster in den Rasten werfen. Tummelten sich die Tierchen auf der letzten Wabe, müsse man neue Mittelwände einhängen, denn nun sei die Zeit gekommen, daß man Waben auf Vorrat arbeiten lasse. Dem stimmte der Bienenzüchter zu. Allerlei Landwirtschaftliches wurde besprochen, und Red' und Antwort flogen hin und her.

Als der Bauer zur Rechten in eine Schneise abgeschwenkt war, sagte Klinger:

„Du liebe Seele, kennst Dich auch in so kleinen Dingen aus.“

„Kleine Dinge?“ versetzte Albertine. „Vielleicht sind's die größten. Was wißt ihr Städter denn vom Land? Jahrein, jahraus der mütterlichen Erde sich nah zu fühlen, das Unentbehrliche von ihr zu erwarten, lehrt Demut vor Gott und Freimachung von den Menschen.“

Sie erzählte von ihrem Leben in Hachenburg. Ihr Vater trieb selbst ein wenig Oekonomie. Die Tiere machten ihr viel zu schaffen. Bald war das eine krank, bald das andere. Und gab immer etwas zu pflegen und zu friegeln. Auch in ihrer Liebe zu den Tieren war sie beständig. Der Vormittag gehörte der Arbeit in Haus und Hof, nachmittags las sie oder begleitete sich ein Lied am Klavier. Bei Sonnenuntergang stieg sie hinauf zum Schloß und schaute fernab die Höhen des Siebengebirgs und den Rhein und die weißen Segel darauf. Ein Ereignis besonderer Art hatte im Frühling die Gemüter zu Hachenburg in Spannung versetzt. Hanswursth war eingekehrt. Ihrem väterlichen Haus gegenüber befand sich das Theater. Man zahlte auf dem ersten zwei, auf dem letzten Platz einen Stüber Eintrittsgeld. Scharenweise strömten die Menschen herbei. An der Pforte standen die ortsaarmen Kinder und beneideten die reichen, die das Spektakel sehen durften. Da lief sie herunter und steckte den Kleinen heimlich die nötigen Stüber zu. Nun war ein großer Jubel. Die Honoratioren und Spießer aber räsonnierten, daß nun auch schon das Bettelvolk in die Romödie gehe, man müsse ihm die Almosen beschneiden. Da bekannte sie sich öffentlich als die, die das Geld ausgeteilt hatte. Lieber wollte sie für eine Närrin und Verschwenderin gelten, als daß den Armen auch nur ein Scherflein entzogen würde.

So plauderte sie, und ihre Worte drangen dem Dichter in die Seele. Allmählich stieg der Weg an. Obwohl sie ihre Schritte verlangsamten, hatten sie doch bald die Höhe des Schiffenbergs gewonnen und lagerten sich auf moosigem Grund. Albertine hatte in ihrer Handtasche Gebäck und ein Fläschchen Wein mitgenommen. Das alles brachte sie zum Vorschein, und sie ließen sich's wohl sein bei so guten Dingen.

Nach einer Weile hob Klinger an:

„Liebste, ich muß Dir was anvertrauen. Noch weiß es kein Mensch. In diesem Semester absolvier' ich meine Studia. Aber sie sollen mich nicht in den Sattel kriegen, sollen

mich der Welt nicht stehen. Ein Examen vor der Fakultät mach' ich nicht."

"Du stehst vor der Absolution", sprach Albertine erblassend, "und willst kein Examen machen? So denkst Du nicht an Deine arme Mutter, denkst nicht an Deine Schwester, denkst nicht an mich?"

Klinger sprang auf, aus seinen Augen sprühten Flammen.

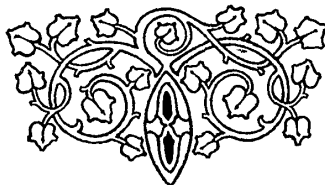
"Wohl denk' ich an euch. Den Bund mit euch kann nichts zerstören. Aber ins Labyrinth meiner Empfindungen könnt ihr mir nicht folgen. Hier schwitz' ich über der verdammten Juristerei. Und das Fazit? Muß noch tasbucheln um den Platz in einer Kanzlei. Was für ein verflucht System! Manchmal möcht ich das Gezäppel um mich dem Chaos zu fressen geben. Guck, Liebste, kriechen, mich als ein armer Teufel über die Achsel ansehen lassen und doch im Staub sitzen, das verträgt mein Löwenblut nicht. Himmel und Hölle! Die düsteren Gedanken haben mich durchgerüttelt, haben mir jeden Nerv zerrissen. Da in meiner tiefsten Not trat auf einmal mein Genius hervor. Groß im Fordern, groß im Wollen. Die Poesie ist bei Gott eine Wohlthat für mich, daß ich mir's leicht machen kann. So hat mein empört Herz den „Otto“ herausgedonnert, den „Grisalbo“ und den „Pyrrhus“. Und jag weiter auf

den Wolken meiner Phantasie. Hab wieder ein Trauerspiel fertig. Hab's „die Zwillinge“ getauft. Und häng damit am wilden Angefähr. Wirft staunen. In Hamburg ist ein groß Theater. Schröder hat das Direktorat. Der hat eine Ankündigung erlassen. Zahlt 20 Louisd'or für ein gut Originalstück in drei oder fünf Akten. Ich hab ihm die Zwillinge geschickt. Krieg ich das Geld und tut das Stück seine Wirkung, sattl' ich mein Roß und die Akademie sieht mich nicht wieder."

Er hielt inne. Die Leidenschaft färbte seine Wangen rot. Aus der Brusttasche langte er einen Brief hervor.

"Guck, Liebste. Da ist gestern was von Frankfurt kommen. Von Goethes Mutter. Die schreibt: „Der Doktor ist vergnügt und wohl in seinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten bezogen, welcher dem Herzog gehört. Lenz hat denselbigen poetisch beschrieben. Der Poet sitzt auch dort, als wenn er angenagelt wäre. Weimar muß vor's Wiederfortgehen ein gefährlicher Ort sein. Alles bleibt dort. Nun, wenn's dem Böcklein wohl ist, so gesegne's ihnen Gott.“ Das schreibt die Herrliche. Liebste, kühlst Du, wie mich's durchblitzt? Und braus' in Sturm und Drang. Mag's kommen, wie's will: mein Balsam und Forthelf ist Weimar und Goethe!"

(Fortsetzung folgt.)





Albertine von Grün.

Eine Liebesgeschichte aus der Genieperiode

von Alfred Bock.

(Fortsetzung.)

Albertinens Augen füllten sich mit Tränen. All die Zeit her hatte sie sich in Hoffnungen berauscht, hatte den Geliebten schon im sicheren Amt, sich selbst bei ihm geborgen gesehen. Nun traf sie seine Herzensergießung wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wohl hatte ihr Klinger seine Dramen vorgetragen, und sie war seine begeisterte Zuhörerin gewesen. Ihr verschlug es nichts, daß die Rezensenten die Stücke Aufwallungen jugendlicher Hitze, unzeitige Geburten eines

schwindelköpfigen Schriftstellers nannten. Sie umgab den Liebsten mit einem Glorienschein und wies ihm seinen Platz im Tempel des Ruhmes. Immerhin hatte sie sein literarisches Tun für nicht mehr als eine Liebhaberei gehalten, die sich mit seinem Studium vertrug. Jetzt gewahrte sie, daß ihn die Sehnsucht verzehrte, sich ganz dem Dienste der Muse zu weihen, daß er aus drückender Enge in die leuchtende Weite strebte. Ach! sie verstand ihn aus sich selbst heraus. Ihr, der Schwachen, Hilflosen waren die Schranken gezogen. Ihr guter Stern hatte sie in das Hoepfnersche Haus geführt. Hier hatte ihre empfindsame Seele Nahrung gefunden, hier hatte sie mit Wonneschauern die Zaubermacht der Liebe ergriffen. Noch ein paar Monate, und sie kehrte in die Heimat, ins Dunkel zurück. Auf ein Theaterstück wollte der Geliebte seine Zukunft stellen. Die Aspekte waren zweifelhaft. Je nun, wenn „die Zwillinge“ versagten, brachte er in genialischer Kraft ein neues Trauerspiel heraus. Vor wenigen Wochen war's, daß Müller, der Dichter des Siegwart, selbst ein Begnadeter, in Hoepfners Haus verkündet hatte: Klingers Genie wird die Welt in Erstaunen setzen, er wird neben Goethe und Lenz paradien. Wollte sie sich vermaßen, sein kostbar Leben aufzuhalten? Mit nichts. Frei mußte er seinem Genius folgen. Er hatte ihr ewige Liebe geschworen. Aber war die auch stark genug, Raum und Zeit zu überdauern? Ihr Herz erzitterte in tiefem Weh. Noch war sein Plan ihr Geheimnis. Sie wollt' es im tiefsten Busen bewahren. Noch trank sie seinen Feuerblick, noch fühlte sie seinen heißen Kuß. Wie auch die Würfel fallen würden, sie hing an ihm mit tausend Ketten der wunderfüßen reinsten Liebe. Und was so fest geschmiedet war, vermochte der Tod nicht zu zerreißen.

Bei sinkendem Tag traten sie den Heimweg an. Von Süden zog ein Wetter auf, das sich rasch über die Gegend verbreitete. Unter Blitz und Donner erreichten sie das Weichbild der Stadt. Gewaltig drängte Albertine ihre Empfindungen zurück. Klinger aber erging sich in phantastischen Reden und türmte den Ossa auf den Pelion.

Während der Sommermonate lastete eine schier tropische Hitze auf der Stadt Gießen und machte den Aufenthalt darin zur Qual. Aber früher als sonst stellte der Herbst sich ein und zwar mit empfindlicher Kühle. Der peinliche Gerichtsassessor, Herr Feuerstein, ging morgens, in seinen Wintermantel gehüllt, aufs Amt, und in seiner vielbesuchten Wirtschaft am Selzer Weg setzte der Stangenbalser den Rachelofen in Tätigkeit. Den gelehrten Herren Gahert, Böhm und Duvrier,

die sich eines Abends fröstelnd in der Wohnung ihres Kollegen Hoepfner zusammenfanden, war es eben recht, daß die Frau Professorin eine dampfende Punschbowle auf den Tisch stellte. Albertine von Grün als liebreizende Hebe füllte die Gläser, und der Hausherr trank seinen Gästen zu. Von Darmstadt war Hoepfner in einem zunächst sekretierten Schreiben mitgeteilt worden, er werde eine Berufung an das Oberappellationsgericht erhalten. Die Aussicht, das Ratheder, das ihm verleidet war, mit dem erwünschten Amt in der Residenz zu vertauschen, hatte den Druck von seiner Seele genommen.

„Nun, Herr Kollega“, wandte er sich an Gahert, „was ist's mit dem Allerneuesten, das Sie in petto haben?“

Professor Gahert, ein kleiner, korpulenter Herr, rieb sich das glatt rasierte, glänzende Kinn und sprach:

„Unglaublich, aber wahr! Meine Eheliebste war gestern zur Kaffeewisite bei der Regierungsrätin Heß. Die Madame Köster war auch da. Wo ist sie nicht? Und hielt ihrer Nachbarin, Demoiselle Appellius, vor, sie habe mit ihrem Mann im Konzert des Cellisten Facius höchst unanständig badiniert. Die Appellius springt wie von der Tarantel gestochen auf, faßt die Kösterin und zaust sie, daß ihr Hören und Sehen vergeht. Den Tumult können Sie sich denken. Die Regierungsrätin Heß fiel in Ohnmacht. Zum Glück war der Kollega Baumer im Haus. Die Sache scheint schnell ruckbar geworden zu sein, denn es heißt, die Studiosi wollen der Appellius heut eine Nachtmusik bringen und wollen ihr mit Pauken und Trompeten ihre Hochachtung bezeugen.“

„Widerwärtig, höchst widerwärtig!“ rief Frau Marianne. „Ubrigens macht sich die Kösterin mit ihrer Eiferfucht lächerlich. Ihr Mann dauert mich.“

„Ich weiß nicht, liebwerteste Frau Professorin“, sagte Herr Duvrier, „ob er Ihr Mitleid verdient. Daß er mit jungen Frauenzimmern liebäugelt, ja sie küßt, dessen bin ich klassischer Zeuge.“

„Liebäugeln und Küffen, wer tut denn das nicht?“ scherzte der alte Herr Böhm und hob gegen Albertine das Glas.

„Der Vorfall ist beklagenswert“, gab Herr Duvrier mit einem strafenden Blick auf den Kollegen Böhm seine Meinung kund. „Umso beklagenswerter, als, abgesehen von einigen rüudigen Schafen, in unserem Gießen bei einem freien, munteren Umgang wahre Sittsamkeit herrscht.“

„Herr Kollega“, rief Hoepfner belustigt, „das glauben Sie doch selber nicht.“

Herr Gahert aber konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Die ärgste Blindheit ist: nicht sehen wollen.“

(Schluß folgt.)



Albertine von Grün.

Eine Liebesgeschichte aus der Genieperiode

von Alfred Bock.

(Schluß.)

Ein hübsches, junges Frauenzimmer kam herein, legte mit einem „Guten Abend beisammen!“ das Wochenblatt auf den Tisch und verschwand wieder.

„Wer war die Person?“ fragte Herr Duvrier interessiert.

„Sie heißt Best und hat das Reinemachen im Kollegiengebäude“, antwortete Professor Böhm. „Sie hatte eine Inklination für einen meiner Zuhörer. Der ist eschappieret. Hat ihr aber ein Püppchen zum Andenken da gelassen.“

Herr Gahert hatte das Wochenblatt zur Hand genommen.

„Was bringt der Krieger in letzter Zeit für elendes Zeug.“

Hoepfner nickte.

„Zum Beispiel am letzten Freitag das Pasquill auf Werthers Leiden vom Herrn Professor Schlettwein.“

„Pasquill?“ fuhr Duvrier auf. „Herr Kollega, das ist starker Toback. Mir war der Aufsatze aus der Seele geschrieben. Was geht denn in diesem Schauerroman vor? Gott ist ein Tyrann, die Natur ein Ungeheuer und der Mensch ein Narr, dafern er nicht der Sinnenlust fröhnt. Der Herr Verfasser hat sich ein Geschäft daraus gemacht, rasende Ausschweifungen mit Zucker zu überziehen und seine Nebenmenschen zu vergiften.“

„Herr Kollega“, entgegnete Hoepfner ruhig, „in dem Ton replicier ich nicht, denn ich pflege meine Gäste zu ehren. Nur das sag' ich: der Werther ist eine ehrliche Beichte. Davor hab ich immer Respekt. Und fließen soviel reine Quellen darin, daß sie kein Krittler beschmutzt.“

Das Gesicht Duvriers färbte sich dunkelrot.

„Ach, Herr Kollega, Sie strudeln mit? Wo bleibt denn da die Objektivität? Ich und mein Weib, wir haben den Werther gelesen und haben den Tollstinn verbannt.“

Zitternd vor Erregung war Albertine von Grün dem Gespräch gefolgt. Jetzt stand sie auf und sprach, die Hände an die Brust gepreßt:

„Großer, herrlicher Goethe, dir kann bei Gott nichts daran liegen, daß sich ein unbedeutend Geschöpf vor deinen Ruhmeswagen spannt! Aber verkehrern laß ich dich nicht.“

Ihre Blicke richteten sich auf Duvrier und durchbohrten ihn.

„Nein, Herr Professor, tausendmal nein. Den Werther schmähen Sie mir nicht. Freilich nicht die kalte Vernunft, nur das Herz kann ihn begreifen. Ich habe ihn verschlungen, und alle Saiten meiner Seele haben gebebt. Ein Strom ist's, darin ich mit Wonne versinke, Musik ist's die mich wie Himmelsharmonien umtönt. Möcht lieber das erbärmlichste Leben führen, als meinem Goethe nicht nachempfinden.“

„Goethe und kein Ende!“ klang's von der Tür her.

In der Hitze des Disputs von niemand bemerkt war Klinger in das Zimmer getreten.

„Herr Studiosus, wo stecken Sie denn?“ begrüßte ihn Hoepfner, froh der Unterhaltung eine andere Wendung geben zu können.

Klinger eilte auf seinen Gönner zu. Sein Wesen war von stolzer Sicherheit gehoben, aus seinen Augen leuchtete Kraft und Entschlossenheit.

„Mein teurer, väterlicher Freund! Ach! daß ich meinen Worten jetzt mein Herz einhauchen könnte. Wieviel Liebes und Gutes haben sie an mir getan. Immer bleib ich Ihr Schuldner. Wunderbar hat sich mein Schicksal gewandt. Erfahren Sie denn. Ich sitz' auf meiner Stube über einer

Epistel an meine Schwester. Da kommt ein Bote. Es liege ein beschwerter Brief für mich auf der Post. Ich lauf' hin. Der Brief mit zwanzig Louisd'or war von Schroeder in Hamburg. Ich will's Ihnen nur gestehn, ich habe ihm meine „Zwillinge“ geschickt. Das Stück ist über die Bühne gegangen. Hat donnernden Applaus gefunden. Nun wag' ich's. Brech' die Brücken hinter mir ab. Das steht fest wie Fels. Und geh zu dem, der mein Schicksal wie sein eigenes in seinem Herzen trägt: zu Goethe. Das Glück selbst kommt mir entgegen. Der Bürger und Schönfärber Ploß dahier hat eine Erbschaft im Thüringischen zu heben. Hat diese Nacht Extrapost bestellt und nimmt mich bis Erfurt mit. Von da nach Weimar ist nur ein Sprung.“

Er daß Hoepfner sich von seinem Erstaunen erholt und ein Wort erwidert hatte, war Klinger bei Albertine, die in Tränen zerfloß, und schloß sie in seine Arme.

„Mädchen, Deine Liebe hat mein Leben durchleuchtet, bei Dir hat mein Herz sein heiß Empfinden ausgeströmt. Und war überseelig. Ewig dank' ich Dir's. Höchwärts rollt mein Schicksalswagen — Gipfel oder Sturz. Leb wohl! Leb wohl!“

Er bedeckte ihren Mund mit seinen Küssen, dann riß er sich los und stürzte hinaus.

Seit jenem Abend im Hoepfnerschen Haus waren viele Jahre vergangen. Klingers Genie hatte die Welt nicht in Erstaunen gesetzt, sein Name glänzte nicht neben Goethe. Wohl aber war er nach einem vielbewegten Leben als Militär und Staatsmann in Rußland zu hohen Ehren gelangt. Den Freuden im Vaterland hielt er die Treue, das Bild der anmutsvollen Westermälderin war in seinem Herzen verblaßt. In Petersburg führte er eines russischen Obersts Tochter zum Traualtar.

Zu Hachenburg im verödeten Elternhaus saß Albertine von Grün, die Alternnde, und spann sich in ihre Erinnerungen ein. Ein hartnäckiges Brustübel legte ihr schwere Leiden auf. Die Briefe, die sie von ihren Freunden, zumal von Hoepfner und seiner Marianne empfing, waren die Lichtblicke in ihrem Leben.

Und es geschah, daß ein vornehmer Russe vorübergehend in Hachenburg seinen Aufenthalt nahm. Der gab ihr Kunde von Klinger, seiner Gattin, seiner Häuslichkeit und daß sein Stern höher und höher stieg. Kein Groll, kein bitteres Gefühl kam in ihr auf, denn sie liebte ihn noch mit der ganzen Kraft ihres Herzens.

Aber Nacht hatte der Frühling die Höhen des Westerwaldes erklimmen. Die standen nun in leuchtender Pracht. In den Gärten sangen die Nachtigallen. Aus Krankenlager gefesselt lauschte Albertine hinaus. Und Claudius empfindsame Verse klangen ihr ins Ohr:

„Nachtigall, Nachtigall, ach!

Sing mir den Amor nicht wach.

's ist nun wieder alles gut,

Er liegt und schläft in meinem Herzen,

Mein guter Engel sang ihn ein.

Nachtigall, Nachtigall, ach!

Sing mir den Amor nicht wach.“

Aber die Nachtigallen sangen doch, denn es war Wonne-mond. Und sie flöteten und schluchzten, da Albertine von Grün die Augen zum letzten Schummer schloß.

„Nachtigall, Nachtigall, ach!

Sing mir den Amor nicht wach.“

